Der Stern.

Eine Zeitschrift
der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

Gegründet im Jahre 1868.

Ein gutes Gewissen ist eine ständige Weihnacht.
Longfellow.

Nr. 24. | 24. Dezember 1922. | 54. Jahrgang.

Weihnachten.

Ernster Glocken tiefe Klänge,
Wundersüße Festgesänge,
Kinderjubel weit und breit.
O du sel'ge Weihnachtszeit!

Von dem Himmelsdom, dem dunkeln,
Sterne golden niederfunkeln,
Erde trägt ein schimmernd Kleid.
O du schöne Weihnachtszeit!

Liebe lindert Not und Schmerzen
Und das Christkind rührt die Herzen,
Macht sie fromm und rein und weit.
O du heil'ge Weihnachtszeit! A. D.

Weihnachtsgruß der Missionspräsidentschaft.

Wiederum läuten die Weihnachtsglocken und verkünden uns allen friede und freude. Wessen herz schlägt nicht höher am Weihnachtstage, wessen Brust ist nicht freudiger bewegt, wessen Augen glänzen nicht heller beim Jubel der Kinder und beim Strahlen des Lichterbaumes? Die Zeiten sind wohl ernst und schwer, aber trotzdem haben wir Grund genug, fröhlichen herzens zu sein, auch wenn unser Tisch nicht so reich mit Geschenken belegt ist, auch wenn sich unsere stillen, heimlichen Wünsche nicht ganz erfüllt haben. Denn was will uns die Weihnachtszeit sagen? Weihnachten! Was bedeutet dieses Wort für uns? Verkündet es nicht allen eine frohe Botschaft? Klingt uns doch heute noch, ebenso wie den Hirten vor Alters, das Engelwort: „Fürchtet Euch nicht, denn siehe ich verkündige Euch große freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids." Können wir, dieser Tatsache bewußt, das Fest der Weihnachten feiern, ohne mit einem Gefühl überströmender freude und Dankbarkeit an die Erlöserliebe unseres Heilandes zu denken?

Aber das Weihnachtsfest hat noch eine andere, tiefere Bedeutung für uns. Wohl zu keiner Zeit im ganzen Jahr sind wir geneigter, uns selbst zu prüfen, Einkehr zu halten, und die Vergangenheit mit Ruhe zu überblicken. Aber nicht nur das, sondern auch umzuschauen, neue Vorsätze zu fassen, mit dem unwandelbaren Beschluß, sie durchzuführen. Wenn wir in diesem Geiste das verflossene Jahr an unserem Auge vorüberziehen lassen, wie viel Dank sind wir dann dem Herrn schuldig für alles, was er an uns getan hat. Ist doch seine Vatergüte jeden Tag neu bei uns gewesen, hat er doch immer wieder seine Gnade über uns walten lassen. Sollten wir ihm nicht danken für alle die Segnungen, die er uns unverdient gegeben hat? Sollten wir ihm zuletzt nicht dankbar sein für das Evangelium, das wir erkennen und annehmen durften?

Wenn wir das vergangene Jahr in der Mission überblicken, so müssen wir sagen, daß wir fortschritte gemacht haben, und daß der Herr immer bei uns gewesen ist. Wir wissen, daß er unsere Arbeit hat gedeihen lassen, und daß er uns in jeder Beziehung geholfen hat, unsern Pflichten nachzukommen, und sein Werk zu fördern.

Und nicht zuletzt haben die Geschwister einen guten Teil an unserem Erfolg mitgeholfen, denn sie haben immer wieder mit der größten Bereitwilligkeit die Diener des Herrn unterstützt. Wir sind stolz, sagen zu können, daß die heiligen treu gewesen sind im halten der Gebote und daß sie in der Erfüllung ihrer Pflichten großen Eifer gezeigt haben. Unsere Worte sind nicht hinreichend, um unsere Gefühle der Dankbarkeit und der Anerkennung unseren Geschwistern gegenüber auszudrücken, aber wir wissen, daß der Herr sie segnen wird für

alles das, was sie in so selbstloser und aufopfernder Weise getan haben. Wir sind von Herzen dankbar, am Ende des Jahres sagen zu können, daß das Werk des Herrn überall vorwärts geht, trotz der Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen. Die Gemeinden sind im allgemeinen in guter Ordnung und die Missionare arbeiten mit Fleiß und Begeisterung in den verschiedenen Arbeitsfeldern. Wir konnten bei unseren Besuchen in den verschiedenen Teilen der Mission immer wieder sehen, daß wir wirklich für die Sache des Herrn arbeiten, und daß alle Menschenmacht zu schwach ist, seine Pläne zu vereiteln.

Trotzdem aber haben wir erst einen kleinen Anfang in unserer Arbeit gemacht. Hunderttausende warten noch, bis die Diener des Herrn vor ihre Türen kommen und ihnen die Botschaft des Herrn vom wiedergeoffenbarten Evangelium bringen; und viele werden bereit sein, das Zeugnis der Diener Gottes anzunehmen.

Wir möchten die Heiligen ermahnen, auch weiterhin im Halten der Gebote und im Erfüllen ihrer Pflichten ein Vorbild zu sein, und standhaft und treu in der Wahrheit zu bleiben.

Wir hoffen, daß alle Geschwister ein gesegnetes Fest verleben werden und daß der Segen des Herrn auch in der kommenden Zeit in allen unsern Unternehmungen bei uns sein möge.

Ihre Brüder der Schweizerischen und Deutschen Mission
Serge f. Ballif, Missionspräsident.

Weihnachtszeit.

Weihnachten! Der muß wahrlich ein Feind der Menschheit sein, in dessen Herz nicht ein freudiges Gefühl erwacht, in dessen Brust nicht eine liebe Erinnerung geweckt wird, wenn die Weihnachtszeit herannaht. Viele Leute sagen, daß die Weihnachtszeit nicht mehr den Reiz für sie habe, den sie in ihrer Jugend gehabt, sie sagen, daß sie jede Weihnacht um eine Hoffnung ärmer geworden seien, und daß sich ihre Wünsche nicht erfüllt hätten. Aber diese Leute denken immer nur an ihre Mißerfolge und an ihre Fehlschläge im Leben - sie denken nur daran, wie sie einst so glücklich waren und wie sie jetzt so verlassen und unglücklich sind. Wir wollen nicht solche entmutigenden Betrachtungen pflegen. Alle Menschen haben lang genug gelebt, um an solche traurigen Erfahrungen alle Tage zu denken. Laßt uns daher nicht den schönsten Tag im ganzen Jahr auswählen unseren dunkeln Betrachtungen nachzuhängen.

Charles Dickens.

Wie die Weihnachtsfreude kam.

Von Nephi Anderson.

Hatte sich denn die ganze Stadt verschworen, ihn — Gilbert Hilman — zu ärgern, gerade heute an diesem Tag vor Weihnachten? Er war überzeugt davon und geriet in die übelste Laune.

Gleich heute mittag hatte es angefangen. Gilbert war im Hof gewesen wo er noch allerlei zu tun hatte, da stieg sein Nachbar Tom Mead, der nebenan herumgetrödelt hatte, über den Zaun und pflanzte sich nachlässig an einem Pfosten auf.

„Morgen," sagte er, „ich glaube, wir bekommen prächtiges Weihnachtswetter;" dabei blickte er zum Himmel hinauf, der voll Schneewolken hing. Gilbert bemühte sich, seinen Zorn hinunterzuschlucken; solche Redensarten regten ihn auf. Er holte ein großes Bündel Heu vom Schober herunter, ohne auf die „verrückte Bemerkung über das Wetter" zu antworten.

„Was ich sagen wollte, Gil," fuhr Tom fort, „mein Pferd, meine Blackie, geht lahm. Ich weiß nicht, was los ist; das kommt mir schrecklich ungeschickt gerade jetzt, wo ich so viel zu tun habe für Weihnachten."

Gilberts Heugabel fuhr kräftig ins Heu; natürlich, er wußte ja, was jetzt kam.

„Ich habe gedacht," fuhr Tom fort, „ob du mir nicht einen Gaul für ein paar Stunden leihen könntest."

„Der alte Bill ist frei, wann brauchst du ihn?" gab Gilbert mürrisch zur Antwort.

„Diesen Mittag — ich möchte . ."

„Gut, kannst ihn holen, wann du willst, er steht im Stall."

Mit diesen Worten verschwand Gilbert im Kuhstall mit einer Gabel voll Heu. Der Nachbar ging langsam heim und pfiff vor sich hin, einesteils um seinen Ärger niederzudrücken, andererseits um den Mut hochzuhalten. Der alte Bill war nämlich ein alter zusammengeschundener Gaul, mit dem zu fahren eine Schande war für einen so alten Pferdehalter wie Tom Mead.

Gilbert war gerade mit der Fütterung fertig geworden, als es zu schneien anfing. Er ging am Holzstoß vorbei, faßte einen Arm voll Holz und trugs in den Holzschopf beim Hause, wo er es sorgfältig in einer Ecke aufschichtete. Hierauf zog er seine schmutzigen Stiefel aus, streifte das Überkleid ab, und hing die Mütze an einen Nagel auf; dann wusch er Gesicht und Hände und fuhr sich ein- oder zweimal mit der Bürste übers Haar. Als er endlich ins Haus trat, ließ er jeden Geruch und jede Spur von Stall und Scheune hinter sich. Er bereitete sein Mahl und nachdem er gegessen hatte, spülte er das Geschirr und reinigte sein Zimmer mit einer Fertigkeit, die einer Hausfrau alle Ehre gemacht hätte.

Nun war die Arbeit getan und er konnte sich's gemütlich machen. Er schürte das Feuer und wollte sich gerade mit einem Buch an den Tisch setzen, als es klopfte. Gilbert stand auf und ging zur Tür. Er rief niemals „Herein", wenn er nicht wußte, wer draußen stand; die Nachbarn hatten immer so schmutzige Stiefel. Als er öffnete standen zwei Buben draußen, jeder mit einem großen Korb bewaffnet.

„Wir kommen wegen Weihnachtsgaben," begann der Eine.

„Gaben? Was wollt ihr denn," fragte Gilbert.

„Oh, irgend etwas — Kartoffeln, oder Äpfel, oder Zucker . . .

„Oder Geld," setzte der Andre hinzu.

„Für wen soll's denn sein?" fragte Gilbert.

„Nun, für die Armen," war die Antwort.

„Was, für die Armen? Gibt's denn hier überhaupt Arme?"

„Nicht gerade hier, aber in Springtown," sagte der eine der Knaben, „sie sagen, dort wäre eine ganze Masse armer Leute."

„So, so. Hm, was möchtet ihr denn haben, werden's Äpfel tun?"

„Oh, Äpfel haben wir eine ganze Menge," erwiderte der größere Knabe.

„Und Äpfel sind ja auch so billig dieses Jahr," fügte der andere Junge keck hinzu.

„Äpfel sind billig? So, so," meinte Gilbert trocken, „da will ich euch freilich keine geben. Aber habt ihr schon — Gelbrüben?"

„Nein . . . aber . . ."

„Dann will ich euch Gelbrüben geben," sagte Gilbert rasch, „kommt mit."

Sie gingen zu der Kartoffelgrube im Hof, wo auch die Gelbrüben waren. Gilbert füllte die zwei Körbe bis zum Henkel und freute sich königlich, als er die langen Gesichter der Buben sah. „So, da seit ihr ja," sprach er im freundlichsten Ton, „ich sage euch, das sind feine Karotten, das gibt vorzügliche Suppen." Schadenfroh blickte er ihnen nach, wie sie die schweren Körbe schleppten.

Als Gilbert ins Haus zurückkehrte, stand der Briefträger vor der Tür und gab ein ganzes Bündel Post ab, meist Zeitungen und Zeitschriften, auch zwei Briefe waren dabei; einer war von der Baugesellschaft, welche ihn daran erinnerte, daß sein gezeichneter Beitrag für das Versammlungshaus schon längst fällig sei. Er möge die Güte haben und das Geld einsenden, da sie es nötig brauchten, um die für Weihnachten neuangeschafften Stühle zu bezahlen. Gilbert runzelte die Stirn. „Was ist denn heute los," murrte er, „Pferde — Gelbrüben — Geld — gib, gib! dieses Weihnachten ist die verrückteste Einrichtung vom ganzen Jahr. Na, gut ich werde zahlen — aber warten müssen sie jetzt erst recht bis Neujahr." Dabei schlüpfte nämlich noch ein klein wenig Zins heraus.

Gilbert versenkte sich wieder in sein Buch und hatte auch wirklich für eine ganze Stunde Ruhe. Aber plötzlich wurde er wieder gestört durch ein leises Klopfen an der Tür. Er blickte auf und sah, daß der kleine Willy Stanger draußen stand. Der trug immer Gummischuhe, welche er an der Tür auszog, deshalb rief Gilbert „Herein".

Der Knabe trat ein, machte die Tür behutsam hinter sich zu und blieb dann an der Tür stehen.

„Nun Willy, was steht zu Diensten," fragte Gilbert.

„Ich bin gekommen, Sie um eine kleine Gabe für die Sonntagsschule zu bitten," sagte der kleine Junge.

„Was, eine Gabe? Ich habe Dir doch noch gar nicht lange einen Nickel für die Sonntagsschule gegeben, was ist denn schon wieder los?"

„Ja, sehen Sie," erklärte Willy eifrig, „diesmal ist's für einen besonderen Zweck. Wir haben morgen ein Fest für die Sonntagsschulkinder und für dies soll die Gabe sein."

„Aber ich gehe nicht hin, Willy," sagte Gilbert, „diejenigen, die daran teilnehmen, sollen ihren Spaß bezahlen." Mit diesen Worten wandte sich Gilbert wieder seinem Buche zu, beobachtete dabei aber verstohlen den kleinen Jungen, der unschlüssig dastand, als ob er noch etwas auf dem Herzen hätte.

„Setz' dich," sagte Gilbert endlich.

„Nein, nein," wehrte der Junge hastig ab „ich kam, weil ich dachte, Sie würden gern etwas geben."

„Gern geben," wiederholte Gilbert gedehnt, „gibst denn du gern dein Geld her?"

Die Frage versetzte den Jungen augenscheinlich in Verlegenheit. Aber nach einer kurzen Pause hellte sich sein Gesicht auf und er sagte: „Jawohl, ich gebe es gern her, das heißt, es ist zuerst ein bischen schwer, wenn ich's aber hergegeben habe, bin ich nachher so froh."

Gilbert blickte den Knaben nachdenklich an und fragte: „Wer hat dich denn hergeschickt, Willy? Bist du beim Komitee?“

„O nein, Mutter schickt mich. Sie sagte etwas wie ‚Geben ist sel'ger als Nehmen‘, oder so ähnlich. Ich weiß nicht, was sie damit gemeint hat, aber es muß wohl wahr sein, weil Mutter es sagte. Aber,“ setzte er in treuherzigem Ton hinzu, „Sie verstehen es natürlich.“

Der Knabe setzte sich; durch seine Erklärungen war ihm der Mut gewachsen und er fuhr fort: „Mutter sagte auch, Sie sollten heute Gelegenheit haben zum Geben.“

„So? sagte sie das?“ versetzte Gilbert gedehnt, „aber warum hat sie gerade mich für diese Segnung auserkoren?“

„Oh, Sie sind nicht der Einzige,“ antwortete der Knabe rasch, „ich habe noch eine ganze Masse zu besuchen. Aber sehen Sie, für Sie ist es ganz besonders, weil Sie doch niemand haben, dem Sie etwas schenken können; keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schwester und keine Kinder — ach, es ist sicher furchtbar langweilig immer allein zu sein.“

Gilbert Hilman stand auf und machte sich am Feuer zu schaffen, dann ging er langsam zum Fenster und blickte auf die Straße. Es war ganz still im Zimmer und dem Knaben dünkte das Warten endlos, aber er war entschlossen, nicht eher zu gehen, bis er seinen Nickel hatte.

„Nun?“ fragte endlich der kleine Bittsteller.

„Du bist ein Plaggeist, Willy, aber hier hast du dein Geld, es sind zwei Nickel. Weißt du, ich brauche einen zweifachen Segen.“

Mit einem freudigen „Danke schön“ verschwand der Knabe.

Der kurze Wintertag neigte sich zu Ende. Draußen schneite es immer noch und ein Sturm setzte ein. Gilbert zog die Vorhänge zu und machte sich daran, sein einfaches Abendbrot zu bereiten. Als er damit fertig war, verzehrte er es in gewohnter Einsamkeit und versuchte dann wieder zu lesen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, seine Gedanken zu sammeln. Die Einsamkeit lastete schwer auf ihm — sie ist nie schwerer zu ertragen wie am Heiligen Abend. An einem andern Abend hätte er zu einem Nachbar oder nach der nahen Großstadt gehen können und er hätte dort Gesellschaft gefunden, die ihn willkommen geheißen und ihm Zerstreuung gewährt hätte; aber am Heiligen Abend versammeln sich alle Familien um den Altar des Hauses und Fremdlinge sind an diesem Tage nicht erwünscht. Und dies hier war das ganze Heim, das Gilbert hatte; es war behaglich genug als ein Haus aber sonst war es eine Jungesellenklause und kein richtiges Heim. Seit seine Eltern vor 10 Jahren gestorben waren, hatte er seine ganze Zeit auf die Bewirtschaftung der großen Farm verwendet, die sie ihm hinterlassen hatten und jetzt hatte er Geld auf der Bank und Kredit, wenn er welchen brauchte, aber in dem Maße, wie sein Wohlstand gewachsen war, hatte er die Fühlung mit seinen Mitmenschen verloren und schien nur für sich allein zu leben. Sein Tageslauf rollte sich mit peinlicher Genauigkeit ab, gerade wie ein Uhrwerk. Anfänglich freilich, als diese Umwandlung mit Gilbert vorging, hatte er manchmal „Herzhunger“ verspürt und unter dieser Krankheit hatte er auch heute wieder zu leiden. Er fühlte sich so einsam, in seinem Herzen wohnte kein teures Bild außer dem seiner engelhaften Mutter. Der kleine Willy Stanger hatte ihm heute wieder seine gänzliche Verlassenheit zum Bewußtsein gebracht.

Das Haus Gilbert Hilmans lag da in totenstiller Ruhe. Nicht einmal ein Hund oder ein Katze fanden hier ein Plätzchen, nur der Besitzer ging hier ruhelos auf und ab. Er überlegte sich gerade, ob es nicht das Beste wäre, zu Bett zu gehen, als er auf einmal draußen im Dunkeln menschliche Stimmen hörte. Gilbert drehte das Licht aus und öffnete leise das Fenster. Der Sturm hatte sich gelegt und schimmerd lag der Schnee auf Feldern und Hügeln. In tiefen Zügen trank der einsame

Mann die kühle Nachtluft. Aber wer kam denn da auf sein Haus zu? War das nocheinmal ein Komitee, das Weihnachtsgaben sammelte?

Zwei Frauen kamen den Weg entlang und standen dann vor seiner Haustür still. „Ich gehe nicht hinein," sagte die Eine „ich gehe lieber ins Versammlungslokal und warte auf dich. Er hat ja gar kein Licht, sicher ist er schon zu Bett gegangen. Natürlich, das ist ja auch billiger; dabei spart man Licht und Kohlen. Na, ich wünsche dir Glück." Mit diesen Worten verschwand eine der beiden Frauen im Dunkel der Nacht.

Gilbert, der leise am Fenster stand, rührte sich nicht. Blitzschnell überlegte er sich, ob er tun sollte, als wäre er tatsächlich schon zu Bett gegangen. Aber sein besseres Gefühl siegte doch und er drehte das Licht wieder an, gerade als Constance Davies, die Präsidentin des Frauenhilfsvereins, anklopfte und einen Moment später unter der Türe stand. Gilbert starrte sie wortlos an, die hatte er am wenigsten zu sehen erwartet. Es waren sieben Jahre her, seit sie ihn verschmäht und George Davies geheiratet hatte und daraufhin hatte er jede Verbindung mit ihr und ihresgleichen abgebrochen. Georg war vor etwa vier Jahren gestorben, aber für Gilbert Hilman war die junge Witwe Davies eben nur die „Frau Davies" und weiter nichts. Gilbert stand immer noch auf einem Fleck und starrte sie an, so daß sie ihn endlich fragte: „Darf ich nicht hereinkommen?"

„Gewiß, gewiß, bitte treten Sie näher, Frau Davies," sagte er endlich.

Sie trat ein und er bot ihr einen Sessel an; er selbst setzte sich auf einen Stuhl an der andern Seite des Tisches und machte sich mit seinen Büchern und Zeitungen zu schaffen. Frau Davies schaute sich unbefangen um und begann dann die Unterhaltung auf gut Glück mit der Bemerkung: „Sie haben es sehr behaglich hier."

„Danke, es geht," erwiderte das Gegenüber.

„Ich habe Sie schon lange nicht mehr gesehen, Gil . . — entschuldigen Sie, aber es kommt mir so komisch vor, Sie anders zu nennen. Sie haben sich nicht ein bischen verändert in den letzten fünf Jahren."

„Denken Sie?" versetzte Gilbert, weil er nichts anderes zu sagen wußte; die Unterhaltung mit Damen fiel ihm immer schwer.

„Sie sollten mehr unter die Menschen gehen und Sie sollten auch öfters die Versammlungen besuchen," fuhr Constance fort, „aber ich bin nicht als Missionarin zu Ihnen gekommen heute abend. Ich bin gekommen, Sie um einen großen Gefallen zu bitten."

„Ja," erwiderte Gilbert.

„Wie Sie vielleicht wissen, ist heute Weihnachtsabend," sagte Frau Davies.

„Ich bin heute mittag schon des Öftern daran erinnert worden," meinte Gilbert ironisch.

„Schön. Unsere Arbeit im Weihnachtskomitee verlangt von uns, daß wir einige Familien in Springtown besuchen. Durch einen Irrtum ist dies vergessen worden und soll nun in der letzten Minute nachgeholt werden. Ich bringe es nicht übers Herz, diese Armen zu vernachlässigen und ohne Gabe zu lassen an Weihnachten und bin daher gekommen, Sie zu fragen, ob Sie uns helfen wollen."

„Ja, was kann denn ich dabei helfen?" fragte Gilbert ein wenig verwundert.

„Sie können uns und unsre Pakete in Ihrem Auto nach Springtown fahren," war die Antwort.

Die große Tat war vollbracht: Gilbert Hilman war um sein Auto gefragt worden, das größte, feinste, welches man stets nur in peinlichster Sauberkeit durch die Straßen fahren sah mit Gilbert Hilman als Lenker und einzigem Insassen.

Constance Davies war ausgelacht worden, als sie sagte, sie würde zu Gilbert Hilman gehen und ihn bitten, sie im Auto in die Stadt zu fahren Aber der junge Mann lachte nicht; er saß ganz still da mit einem sonderbaren Ausdruck im Gesicht.

„Es gibt keinen andern Ausweg für uns, außer daß wir laufen," sagte Frau Davies nach einer Weile. Sie lachte dabei ihr leises Lachen, das ihm von früher her so wohl bekannt war, „ich hoffe, es ist nicht zuviel verlangt," setzte sie noch hinzu.

„Ich nahm es niemals nachts heraus, und überdies auf so schlechte Wege, wie heute," sprach er endlich.

„O, der Himmel klärt sich auf und die Wege sind heute Nacht nicht so schlecht. Und zudem — es ist Heiliger Abend."

„Was macht das aus, daß heute Heiliger Abend ist?" versetzte Gilbert.

„Nun, wir sollten in dieser Zeit gerne etwas tun, was wir an einem andern Tag nicht gerne tun würden; eine gute Tat natürlich," erklärte sein Gegenüber.

„Warum sollten wir etwas tun, das wir nicht gerne tun mögen?" fragte Gilbert erstaunt.

„Weil es gut für uns ist — eine gute Übung," erwiderte Frau Davies.

„Tun Sie Dinge, die Ihnen nicht angenehm sind?" war die scharfe Entgegnung."

„Jawohl, das tue ich."

„Was zum Beispiel?"

Das Lächeln schwand vom Gesicht der jungen Frau; dann wie unter einem stillen Kampf zwang sie es zurück und sagte: „Zum Beispiel, daß ich heute abend zu Ihnen komme und Sie bitte, uns im Auto zu fahren."

„Sie haben das nicht gern getan?" fragte der Mann und trommelte dabei nervös auf die Tischplatte. „Sie sind sehr aufrichtig, Frau Davies."

„Ich kann aufrichtig sein, Ihnen gegenüber, das weiß ich," sagte sie einfach. „Wir verstehen einander sehr gut. Überdies haben Sie mich so gefragt, daß ich Ihnen auf diese Weise antworten mußte."

„Schön," erwiderte Gilbert, „Sie haben gesagt, es wäre eine gute Übung, etwas zu tun, was uns nicht angenehm ist. Nun angenommen, Sie müßten wieder gehen, ohne das zu bekommen, um was Sie mich gebeten haben, das würde Ihnen nicht angenehm sein?"

„Nein, natürlich nicht."

„Dann," versetzte er mit spöttischem Lächeln, „würde es, gemäß Ihrer eigenen Philosophie, gut für Sie sein."

„Ich denke nicht daran, was angenehm ist für mich, Gil," erwiderte die junge Frau in sanftem Ton, „und lassen Sie mich noch etwas sagen: Sie irren sich, wenn Sie denken, die Angelegenheit würde erst dann unangenehm für mich, wenn ich wieder fort müßte, ohne daß Sie meinen Wunsch erfüllen. Ich tue das Unangenehme sogar gerade jetzt, indem ich hier bleibe, an einem Ort, wo man mich nicht haben will. Ich bin also in voller Übereinstimmung mit meiner Philosophie."

„Und hartnäckig sind Sie auch noch dazu," fügte Gilbert in etwas freundlicherem Ton hinzu.

„Ich bin aber trotzdem nicht habgierig," fuhr Constance wieder fort, „sehen Sie, Gil, wenn es eine Segnung dafür gibt, daß man Unannehmlichkeiten für das Wohl andrer auf sich nimmt, so möchte ich solche nicht allein haben. Ich möchte sie mit Ihnen teilen. Es ist für Sie gerade so schwer, mir zu helfen, als für mich, Sie zu bitten. Wir haben deshalb beide eine Segnung zu erwarten."

Obgleich Gilbert Hilman ein „geschworener" Junggeselle war, so hatte er doch im Grunde genommen ein gutes Herz und er entschloß sich, zu helfen.

Er stand auf und sagte: „Verzeihen Sie mir, bitte, ich stehe zu Ihren Diensten. Wo sind die Pakete?“

„Im Versammlungshaus,“ erwiderte Frau Davies.

„Gut,“ sagte Gilbert Hilman, „warten Sie hier, bis ich das Auto herausgefahren habe, damit Sie nicht durch den Schnee zu laufen brauchen.“

In einigen Minuten fuhr das Auto zum Hof hinaus und hielt nach ein paar Augenblicken vor dem Versammlungshaus. Pakete wurden dann verstaut und Mary Hill stieg ein und setzte sich neben ihre Freundin.

„Wie in aller Welt hast Du das fertig gebracht?“ flüsterte sie.

„Kleinigkeit,“ lachte Constance leise.

Gilbert sprach nicht viel, aber Constance Davies plauderte drauf los und sorgte, daß die Unterhaltung nicht ausging. Sie war glücklich über ihren Erfolg, daß es ihr gelungen war, Gilbert Hilman aufzurütteln; und und da man in einem Automobil schnell von einem Platz zum andern gelangen kann, so waren die Drei in einer überraschend kurzen Zeit in Springtown.

Die Pakete wurden ausgeladen, der Lenker saß in seinem Auto, während die beiden Frauen mit ihren Geschenken ins Haus traten. Die Wolken hatten sich verzogen und der Mond schien hell, die Welt sah recht weihnachtlich aus.

In Springtown wohnten viele arme Leute. Gilbert selbst hatte in seiner Kindheit in so einem ärmlichen Stadtviertel gelebt und während er so dasaß und wartete, stiegen Erinnerungen aus seiner Knabenzeit in ihm auf.

Da kamen die beiden Frauen zurück und Constance Davies sagte: „Jetzt haben wir nur noch ein Paket abzugeben und zwar für die Wills Kinder. Ich weiß zwar nicht, ob der Vater zu Hause ist, womöglich betrunken, aber wir werden trotzdem hingehen.“ Sie zeigte Gilbert ein kleines Haus unten an der Straße und einen Augenblick später hielten sie vor demselben. Kein Licht brannte, alles lag dunkel da.

„Sie werden schon zu Bett gegangen sein,“ sagte Mary Hill.

„Wenigstens feiern sie kein Weihnachten,“ gab Constance Davies zurück und wandte sich dann an Gilbert: „Herr Hilman, bitte, gehen Sie mit uns hinein; der Vater ist ein Trunkenbold und es kann sein, daß er zu Hause ist.“

„Gut, wo ist das Paket?“ sprach Gilbert bereitwillig, und Frau Davies gab es ihm, indem sie meinte: „Es ist zwar nicht mehr viel übrig, aber ganz dürfen wir sie nicht übergehen.“

Sie klopften an, aber alles blieb still. Als sie wieder klopften, hörten sie eine Kinderstimme rufen: „Wer ist draußen?“

„Wir kommen vom Weihnachtsmann. Bist Du es, Frank?“

„Ja.“

„Ist Dein Vater daheim?“

„Nein, er ist nicht da.“

„So komm, mach auf, wir haben was für Dich.“

Sie hörten, wie der Knabe aus dem Bett stieg und Licht anzündete; die Türe wurde geöffnet und sie traten ein.

Durch den trüben Schein der Lampe wurde das Zimmer nur spärlich erhellt. Der Boden bestand aus rauhen Brettern, die Wände waren dunkel von Ruß. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit drei wackligen Stühlen, in einer Ecke der rostige Ofen und hinter demselben eine große Kiste, gefüllt mit Sage-brush, Blätter und Zweige davon lagen verstreut um den Ofen herum und die ganze Stube war angefüllt von dem eigenartigen Geruch dieses Brennmaterials.

Der kleine Frank hatte sich wieder in die Ecke zurückgezogen, in der sein Bett stand. In der andern Ecke gegenüber stand noch ein Bett, in welchem zwei Kinder in tiefem Schlummer lagen.

„Wecke Sie nicht auf," sagte Frau Davies zu Frank. „Ist der Weihnachtsmann schon dagewesen?"

„Nein," erwiderte Frank; „es gibt ja überhaupt keinen Weihnachtsmann."

„O, so? Nun, wir werden dirs zeigen. Sind das die Strümpfe der Kinder?"

Zwei Paar zerlumpter Strümpfe baumelten an einer Schnur beim Ofen. Die Strümpfe sahen rund und voll aus, sodaß man hätte meinen können, der Weihnachtsmann wäre wirklich dagewesen und hätte sie mit Gaben vollgestopft. Als die beiden Frauen auf die Strümpfe zugingen, lächelte der Knabe verschmitzt.

Gilbert Hilman war zuerst an der Tür stehen geblieben und hatte sich mit sonderbaren Blicken umgeschaut. Kindheitserinnerungen zogen durch sein Gemüt und schienen ihn zu überwältigen, so daß er sich auf einen Stuhl sinken ließ. Gerade in einem solchen Zimmer hatte er als Knabe gelebt, in einem Zimmer ebenso unbehaglich und ärmlich, aber nicht so schmutzig. Und dieser beißende Sage-brush-Geruch. Deutlich sah er wieder die harten Tage seiner Kindheit vor sich, als er auch hinausgehen und dieses Gestrüpp an den Hügelabhängen ausgraben und sammeln mußte, dann wurde es in Stücke gebrochen und in eine gerade solche große Kiste, wie diese hier, gesteckt und man brauchte eine große Kiste, um nur ein wenig von diesem leichten Brennmaterial aufzubewahren. O, wie waren sie arm gewesen in diesen Tagen und wie hatten Vater und Mutter sich abgemüht. Er blickte in die Ecke, wo die Kinder lagen. Da war auch der Strohsack und die geflickte Steppdecke; seine Mutter hatte die Decke von alten Stoffresten gemacht, wie war sie so schwer gewesen! aber sie war warm und er hatte sich so gern darin eingewickelt in kalten Winternächten, denn das Sage-brush-Feuer hielt nicht lange an.

Inzwischen hatten die beiden Frauen die Strümpfe angefaßt und befühlt, und Frau Davies sagte zu dem Knaben: „Ich habe gemeint, der Weihnachtsmann sei noch nicht dagewesen."

„Er war auch nicht da," kicherte der Junge.

„Ja, was ist denn dies da?" mit diesen Worten untersuchte sie den Inhalt der Strümpfe; statt einem Apfel zog sie eine Kartoffel heraus, dann ein Stück Kohle und dann ein Stück Sage-brush.

„Frank! Frank Wills, hast d u das getan?"

Der Knabe grinste etwas blöd.

„Hast du das getan?" fragte Frau Davies wieder mit strengem Ton, und als Frank nickte, versetzte sie: „Schäme dich!"

„Sie haben ihre Strümpfe aufgehängt," erwiderte der Junge „und das ist alles, was ich hatte."

Mary wandte sich zu den schlummernden Kindern — einem kleinen Mädchen und einem noch kleineren Buben. Trotz Lumpen und Schmutz boten sie ein Bild der Unschuld und kindlicher Schönheit.

Gilbert Hilman betrachtete ebenfalls die schlafenden Kleinen. Träumte das kleine Mädchen von einer Puppe, die sie morgen in ihrem Strumpfe finden würde, und der kleine Bursche von einer Düte Süßigkeiten? Gilberts Herz preßte sich bei diesem Gedanken zusammen. Gerade so war es ihm auch einmal gegangen, als er noch ein kleiner Bub gewesen war, in so einem ärmlichem Heim. Er hatte voll heimlicher Hoffnung seine Strümpfe aufgehängt für den Weihnachtsmann. Frühzeitig war er unter die Decke geschlüpft und war eingeschlummert. Vater und Mutter, die ebenso unfähig waren, seine kindlichen Gefühle zu verstehen, als Weihnachtsgaben zu spenden, hatten seinem ältern Bruder erlaubt, seine Strümpfe mit Kohlen und Kartoffeln vollzustopfen. Und als er am nächsten Morgen erwachte und seine Strümpfe gefüllt sah, war er mit einem Jubelschrei aus

dem Bett gesprungen, hatte die Strümpfe an sich genommen und war wieder ins Bett gekrochen. Und dann — o die bittere Enttäuschung! Wie hatte er geschluchzt und sich ausgeweint, ganz allein für sich, an jenem grauen, kalten Weihnachtsmorgen! Gilbert blickte zurück auf die vergangenen Jahre seines Lebens, die ihm auch manchen Kummer gebracht hatten, aber er konnte sich nicht erinnern, je wieder einmal so gelitten zu haben, wie damals in seinem bitter enttäuschten Kinderherzen.

Leise trat er ans Bett der schlafenden Kinder, und strich mit weicher Bewegung das zerzauste Haar von der Stirne des kleinen Mädchens. Und in diesem Augenblick fing die harte Schale an zu schmelzen, die sich um sein Herz gelegt hatte, und die Weihnachtsfreude, die er viele Jahre lang verloren hatte, kam wieder zu ihm und erfüllte sein Herz mit süßem Frieden. Er wandte sich um zu Frau Davies, welche die tiefe Bewegung in seinem Gesicht gewahrte.

„Haben Sie eine Puppe für das kleine Mädchen?" fragte er.

„Nein, das haben wir nicht," antwortete sie.

„Auch keine Spielsachen für den Jungen?"

„Leider auch nicht, nur ein paar Äpfel und Süßigkeiten."

Gilbert besann sich einen kurzen Augenblick und sagte dann entschlossen: „Das Mädchen m u ß eine Puppe bekommen und der Bub eine Trompete und eine Eisenbahn — das hätte ich einmal so gerne gehabt. Sie sollen morgen früh keine solche Enttäuschung erleben wie ich damals — nicht, wenn ich es verhüten kann." Er schaute auf seine Uhr und sagte dann: „Ich will noch schnell in die Stadt gehen. Wollen Sie mit mir kommen, oder lieber hier warten? Ich werde nicht lange ausbleiben."

Die beiden Frauen entschlossen sich dazubleiben.

Er ging hinaus und einen Augenblick später hörten sie das Auto wegfahren. Nach einer halben Stunde kehrte Gilbert Hilman zurück mit einer Puppe, Trompete und Eisenbahnzug, sowie einer großen Düte Nüsse. Sie stopften die Strümpfe voll, daß sie beinahe auseinanderplatzten und vergaßen auch nicht die zerlumpten Socken Franks, der mit weitaufgerissenen Augen dem Vorgang zuschaute. Das Püppchen konnte seine feinen Füßchen gerade noch ein wenig in einen Strumpf des kleinen Mädchens stecken, während die Lokomotive noch ein bischen in den Strumpf des Bübchens hineinguckte. Die beiden jungen Frauen schauten staunend zu, wie Gilbert Hilman die Gaben ordnete, so geschickt und eifrig, als ob er selbst bei einem Weihnachtskomitee wäre. Als er fertig war, schaute Gilbert nochmals mit ganz sonderbaren Blicken auf sein Werk, dann sagte er: „Wir wollen gehen."

„Gute Nacht, Frank. Sei lieb mit deinen Geschwistern; wir werden wieder kommen und dich besuchen. Fröhliche Weihnachten!"

Dies ist die Geschichte, wie die Weihnachtsfreude wieder zu Gilbert Hilman kam. Was für weitere Folgen dieser Weihnachtsabend hatte, das ist eine Sache für sich. (Übersetzt von H. D.)

---

fürwahr er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber erhielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsere Missetat willen verwundet und um unsrer Sünden willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. [Jes. 53:4-5.]

Über Namen und Berufe.

Aus Orson F. Whitney's Saturday-Night Thoughts

Ist das nicht eines Farmers Sohn? So hat wohl mancher gedacht und vielleicht auch gesagt, als der vermeintliche Stifter des „Mormonentums", Joseph Smith, seine bemerkenswerte Laufbahn antrat. Und sie dachten ohne Zweifel, daß sie damit eine hinreichende Antwort auf seine außergewöhnlichen Behauptungen gegeben hätten.

Wahre und falsche Maßstäbe. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Es scheint, als ob ein solches Sprichwort, das von jedem rechtdenkenden Menschen als unantastbare Wahrheit anerkannt wird, keinen Platz in der Philosophie einiger Leute haben würde, und besonders dann nicht, wenn ihre kritischen Betrachtungen einem Diener des Herrn gelten. Anstatt nach den Früchten zu sehen, fragen sie sich bei der Beurteilung solcher Menschen: „Was sagt die Welt von ihnen?" Ist das nicht äußerst ungerecht? Wenn ein Prosel eine Botschaft von Gott verkündigt, dann sollte man nicht danach fragen, welchen Namen diejenigen der Botschaft oder dem Boten geben, die seiner Lehre unfreundlich gegenüberstehen.

„Des Zimmermanns Sohn." Diejenigen, die den Mann aus Nazareth verwarfen als er behauptete, er sei der Sohn Gottes, dachten sicher, sie hätten genug getan und seine Ansprüche endgültig widerlegt, wenn sie ihn mit einem spöttischen Achselzucken als „des Zimmermanns Sohn" bezeichneten; und gerade diese Bezeichnung, neben vielen anderen, veranlaßte Jesus, zu sagen: „Ein Prosel gilt nirgends weniger denn in seinem Vaterland und in seinem Hause." (Matth. 13:55—57.)

„Der Einfluß der Nähe." Er hatte keinen Erfolg in Nazareth weil es seine Heimatstadt war. Die Leute dort hatten vor ihm nicht den genügenden „Abstand, der dem Ausblick den Reiz verleiht". Sein Name und sein einfacher Beruf ließen seine wunderbaren Ansprüche als unmöglich erscheinen. Es konnte nicht sein, daß Gott aus einem Zimmermannssohn einen Propheten machte, einen Propheten, der mächtiger war als Moses oder irgend einer der Seher der alten Tage — und ihm einen so gewöhnlichen Namen gab wie Jesus, was doch nur eine andere Form von Josua war. [1]) Das alles schien den meisten unglaublich und dumm, und daher dachten sie auch, sie seien im Recht, wenn sie ihm keine Anerkennung und keine Ehre zollten. „Und er tat daselbst nicht viele Zeichen, ihres Unglaubens willen."

Die Geschichte wiederholt sich. Wie es mit dem Zimmermannssohn war, so war es auch mit dem Farmerssohn — man verwarf beide aus den gleichen Gründen, aber diese Erfahrung ist nicht neu in der Geschichte der Menschheit. Es war in allen Zeiten so, daß diejenigen, die der Herr erwählt hatte, der Kritik der Welt verfielen. Wahrscheinlich gingen die meisten unter ihnen aus den niederen Volksschichten hervor und waren daher noch verhältnismäßig unbekannt, als der Herr sie zu seinem Dienst auserwählte.

Moses war eine Ausnahme. Moses war eine einzige Ausnahme von dieser Regel. Er wurde im Palast des Königs von Ägypten als Prinz aufgezogen und zwar weil die Tochter Pharaos das ausgesetzte Kind am Saum des Wassers gerettet hatte und daher für seine Erziehung sorgte. Er wäre auch ohne diese Erziehung als Prinz ein Fürst gewesen. Auch war er nicht der einzige Fürst in Israel. Das ganze Volk war eine „Nation der Könige und der Priester", wenn auch die meisten unter ihnen von geringerer weltlicher Bedeutung waren.

[1]) „Jesus ist die griechische Form des Namens „Josua", welcher oft in Verbindung mit Esra und Nehemia gebraucht wurde. Die Juden sprachen ihn in früheren Zeiten wie „Jehoshua" aus. Andere Formen des Namens sind „Hosea" oder „Hoshea", „Oshea" und „Jehoshua"

Ein Proset aus den Hirten. Gott sieht bei der Berufung seiner Propheten nicht auf den weltlichen Stand oder auf ihre soziale Stellung. Ein einfacher Farmer kann ebensogut wie ein Universitätsprofessor mit der Gabe der Prophezeiung ausgerüstet werden und dieselbe zum Nutzen seiner Mitmenschen anwenden. Amos war, wie er selbst sagt, kein „Prophet", auch keines „Propheten Sohn". Er wollte damit sagen, daß er nicht in einer der Prophetenschulen ausgebildet worden war, wie sie zur Zeit des alten Testamentes in Juda bestanden (1. Sam. 10:10; 19:20; 2. Kön. 2:3; 4:38; 6:1). Er war auch nicht ein Sohn eines Priesters wie Jeremia (Jer. 1:1). Der Herr berief ihn vom Acker und von seiner Herde weg und sagte ihm: „Gehe hin und weissage meinem Volke Israel." (Amos 7:14—15.)

Propheten vorher ordiniert. Wenn wir das Leben der Propheten studieren, so müssen wir sagen, daß der Name eines Dieners des Herrn, sein Geburtsort und sein Stand von ganz geringer Bedeutung sind, gegenüber andern Dingen, die ihn betreffen. Welchen Stand nahm er ein, ehe er auf diese Erde kam? Diese Frage ist wichtiger als alle andern. Der Herr wählt seine Propheten, ehe sie geboren werden und schickt sie auf die Erde, wenn er sie hier gebraucht. Ihre Ziele sind hoch und heilig. Sie haben den Wunsch, die Menschen glücklich zu machen. Aber ihre Beweggründe werden fast immer mißverstanden und sie und ihre Anhänger werden angefeindet und verfolgt.

Eine Frage von Bedeutung. Kommt dieser Mann von Gott? Das ist die einzige und wichtige Frage von unmittelbarer Bedeutung, die sich jeder stellen sollte, wenn ein Mann auftritt und vorgibt, ein Prophet zu sein. Wir brauchen dabei nicht nur auf das hören, was er uns sagt. Wir sind in der Lage, die Ansprüche eines Propheten auf ihre Echtheit hin zu untersuchen und wir brauchen dabei nicht zu warten, bis sich seine Prophezeiungen erfüllen oder nicht erfüllen. Selbst Männer und Frauen, die kein großes Unterscheidungsvermögen haben und alle diejenigen, die ehrlich und gebetsvoll sind, sollen und brauchen sich nicht von einem frommen oder gottlosen Menschen täuschen zu lassen. Der Herr wird seine Kinder nicht in die Hände von Betrügern ausliefern. Die Schafe haben ein Recht darauf, vor den Wölfen beschützt zu werden.

Prüfet die Geister. „Denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt." (1. Joh. 4:1.) Aber der Geist kann unterscheiden zwischen wahr und falsch, zwischen echt und unecht, und jeder, der sucht, hat das Recht auf „Die Inspiration des Allmächtigen", der dem Menschen „Verstand" gibt. (Hiob 32:8.) Außerdem können uns Schrift und Geist als Führer dienen. Denn was in alten Zeiten geoffenbart wurde, das kann uns unterscheiden helfen, was jetzt geoffenbart wird. Die Wahrheit ist immer dieselbe. Die Männer, die vom Herrn inspiriert sind, widersprechen sich nicht. Ihre Lehren ergänzen einander und harmonieren miteinander. „Denn der Geist des Streites kommt von dem Teufel" (3. Nephi 11:29—30). „Ja nach dem Gesetz und Zeugnis! Werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröte nicht haben." (Jes. 8:20.)

Der alte Joe Smith. Hat man die Ansprüche Joseph Smiths am Anfang seiner Laufbahn auf diese Weise geprüft? Ja, einige haben es getan; und sie haben das verheißene Zeugnis der Wahrheit erlangt, das unumstößliche Zeugnis, daß Joseph ein Prophet des Herrn war. Aber die meisten, denen er gern gedient hätte, verwarfen seine Botschaft und Aufforderung, ohne sich die Mühe zu machen, sie vorher zu prüfen. Für sie war er nur „Joe Smith", „der alte Joe Smith" — ja, er war wahrlich alt in Weisheit, obwohl jung an Jahren und hauchte schon im Alter von achtunddreißig Jahren sein Leben als ein Märtyrer aus. Seine Ansprüche, ein

lebendes Orakel Gottes zu sein, wurden als gotteslästerisch und albern verschrien, und die Religion, die er verkündigte, betrachtete man als die größte Lüge und Täuschung der Welt.

Ehrenbezeugungen. Spottnamen, die man einem Manne unverdienterweise anhängt, verletzen eher den Geber, als den, dem sie aufgenötigt worden sind. Wenn man die Gerechten verspottet und sie lächerlich macht, dann ehrt man sie unbewußt, und allen Wahrheiten und Propheten aller Zeiten wurden solche Ehrenbezeugungen erwiesen. Es macht einem Manne Gottes nichts aus, wenn man ihn mit Spottnamen behängt und mit Schimpfwörtern behandelt. Vielleicht kann man seinem Erdenleben durch Verfolgung ein Ende machen, aber dadurch werden seine Ansprüche nicht hinfällig und sein Zeugnis nicht ungültig. Der Name des Sehers der heutigen Tage scheint trotz der Wolken der Verleumdung in der Dunkelheit, die ihn nicht verstehen will. Sein glorreicher Herr und Meister, der als angeblicher Betrüger sein Leben am Kreuz aushauchte, weil er sagte, er sei mehr als die Welt von ihm denke, ist der einzige Name unter dem Himmel, durch welchen der Mensch selig werden kann.

Ein Urteil über Joseph Smith.

„Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß irgendein künftiges Schulbuch für den Gebrauch heute noch ungeborener Geschlechter eine Frage enthalten wird wie diese: Welcher geschichtlich bekannte Amerikaner des 19. Jahrhunderts hat auf das Schicksal seiner Landsleute den stärksten Einfluß ausgeübt? Und es ist sehr wohl möglich, daß die Antwort auf diese Frage lauten wird: Joseph Smith der Mormonenprophet! Und diese Antwort, so unvernünftig sie den meisten Menschen heute erscheinen mag, kann sie doch für ihre Nachkommen zur selbstverständlichen Gewißheit werden. Die Geschichte weist Überraschungen und Seltsamkeiten auf, die ebenso erstaunlich sind wie diese. Der Mann, der in diesem Zeitalter des freien Meinungsaustausches eine Religion gegründet hat, der als ein unmittelbar vom Allmächtigen gesandter Bote anerkannt wurde und anerkannt wird von Hunderttausenden — bei einem solchen seltenen Menschen ist durch das Bewerfen seines Andenkens mit unpassenden Ausdrücken nichts anzufangen. Ein Fanatiker, Betrüger, Marktschreier — er kann es gewesen sein, aber diese unfreundlichen Namen geben uns keine Lösung für die Fragen, die er uns vorlegt. Fanatiker und Betrüger leben heute und sterben morgen, und ihr Andenken wird mit ihnen begraben; aber der wunderbare Einfluß, den dieser Gründer einer Religion ausgeübt hat und noch ausübt, stellt diesen Mann nicht als einen Verbrecher, der abgeurteilt werden, vor uns, sondern als eine wunderbare Erscheinung, die erklärt werden muß. Die größten Lebensfragen, die die Amerikaner heute bewegen, haben mit diesem Manne und mit dem, was er hinterlassen hat, zu tun. Joseph Smith, der behauptet, ein inspirierter Lehrer zu sein, trat kühn einem Mißgeschick entgegen, wie es wenigen Menschen auferlegt wird. Er erfreute sich kurze Zeit eines Wohlergehens, das wenige Menschen je erreichen, und schließlich ging er, 43 Tage nachdem ich ihn gesehen hatte, unerschrocken dem Tode entgegen. Als er sich zur Vermeidung eines Blutbades dem Gouverneur Ford auslieferte, ahnte der Prophet sein Schicksal voraus: „Ich gehe wie ein Lamm zur Schlachtbank," soll er gesagt haben, „aber ich bin ruhig wie ein Sommermorgen. Mein Gewissen ist frei von Unrecht und ich werde unschuldig sterben!" Ich habe keine Theorie, die mir diesen ungewöhnlichen Menschen erklären könnte. Josiah Quincy „Figures of the Past".

Aus der Mission.

Ehrenvoll entlassen: Nach treuerfüllter Mission wurden die folgenden Brüder ehrenvoll entlassen:

Bruder Reinhold Stoof; er präsidierte zuletzt über die Frankfurter Konferenz und hat mit großem Erfolg das Werk in Süddeutschland gefördert. Bruder Ernst Hornickel; er präsidierte die größte Zeit seiner Mission über die Chemnitzer Konferenz. Bruder Max Zimmer; er war während seiner Mission Redakteur des „Stern" in Basel. Ferner scheiden einige weitere treue Kämpfer aus unserer Mitte: Bruder William Korth, arbeitete lange Zeit in Wien, wo er unter besonders schwierigen Verhältnissen eine gute Arbeit getan hat. Später wurde er nach Breslau versetzt und arbeitete dort bis zu seiner Entlassung. Bruder Hermann Kühn, arbeitete zuerst in Wien und dann in Dresden und Forst; Schwester Anna Helene Kühn. Beide mußten gesundheitshalber ehrenvoll entlassen werden. Ferner wurden ehrenvoll entlassen die Brüder Otto Wiechert, zuletzt Gemeindepräsident in Berlin-Moabit, Bruder Jakob Uibel, zuletzt Gemeindepräsident in Bielefeld, Bruder Otto Drews, zuletzt in Köln.

Versetzungen. Bruder Frederick Niederhausern, zuletzt Gemeindepräsident von Leipzig, wird in die Schweiz nach dem Berner Oberland versetzt, um in seinem Heimatlande das Evangelium zu predigen.

Bruder John Henry Zenger, präsidierte zuletzt über die Hamburger Konferenz und arbeite dort mit großem Eifer und mit sehr gutem Erfolg. Er wird als Präsident der Hamburger Konferenz ehrenvoll entlassen, um für den Rest seiner Mission unter seinen Verwandten in der Schweiz und in Deutschland zu arbeiten.

Ernennungen. Bruder LeRoi B. Gardner tritt an die Stelle von Bruder Reinhold Stoof als Präsident der Frankfurter Konferenz. Bruder Gardner arbeitete zuerst in England und wurde dann vor einem Jahre nach Frankfurt versetzt. Er war seit einigen Monaten Gemeindepräsident der Frankfurter und später der Frankfurt-Westgemeinde.

Bruder Otto Buehner übernimmt an Stelle von Bruder Hornickel die Leitung der Chemnitzer Konferenz. Bruder Buehner arbeitete zuerst in Berlin und wurde dann nach Chemnitz versetzt, wo er seither mit großem Pflichteifer arbeitete.

Die Leitung der Hamburger Konferenz geht über in die Hände von Bruder Glen A. Rowe. Bruder Rowe arbeitete zuerst in Karlsruhe und wurde später nach Hamburg versetzt, um die Leitung der Konferenz zu übernehmen.

Bruder Jean Wunderlich, der seit einiger Zeit ins Missionsbüro berufen wurde, wird an Stelle von Bruder Zimmer die Redaktion des „Stern" übernehmen.

Nickelsonntag. Der diesjährige Ertrag des Nickelsonntags in der Züricher Konferenz belief sich auf 332 Franken. Besonderer Erwähnung verdient die kleine Gemeinde Wädenswiel, in welcher durchschnittlich zwei Franken Nickelzahlung auf die Person entfallen. In der Berner Konferenz gingen im ganzen 199 Franken Nickelgeld ein. Das gesammelte Geld wird den armen notleidenden Kindern in Schlesien und in Österreich als Weihnachtsspende überwiesen werden.

Spenden. Geschwister Eccles und Scowcroft aus Ogden (Utah), die eine längere Reise durch Europa unternommen haben und dabei auch die größeren Städte Deutschlands besuchten, haben der Mission 1658 Franken für die notleidenden Kinder unserer Kirche in Schlesien und Österreich überwiesen. Die Tat spricht für sich selbst.

An unsere Abonnenten

Wie wir schon in der letzten Nummer des Stern bekanntgaben, werden wir den Bezugspreis in Zukunft nicht mehr für das ganze Jahr vorausbestimmen, sondern werden denselben immer auf ein Vierteljahr voraus festsetzen.

Der Bezugspreis für Deutschland und Österreich wird für das erste Vierteljahr auf 300 Mark festgesetzt.

Der jährliche Bezugspreis für die Schweiz beträgt wie bisher 5 Fr., für Amerika und das übrige Ausland 8 Fr.

Es tut uns leid, das wir auf einmal eine derartige Erhöhung im Bezugspreis eintreten lassen müssen; aber die Verhältnisse auf dem Papiermarkt und im Buchdruckgewerbe zwingen uns dazu, wenn wir nur einigermaßen den Selbstkostenpreis der Zeitschrift einbringen wollen.

Wir bitten unsere Agenten, ihre neuen Abonnentenlisten rechtzeitig ans Missionsbüro abzusenden, sodaß wir unsere Versandlisten in Ordnung bringen können, und die Zustellung des Sterns im neuen Jahr keinerlei Verzögerung erleidet.

Die Redaktion.

An die Abonnenten und Sternagenten.

Am Ende des Jahres laufen im Missionsbüro häufig Nachbestellungen für den „Stern" ein und zwar wollen dann die Neubezieher alle Sterne, die seit Anfang des Jahres erschienen sind, nachgeliefert haben. Da wir im nächsten Jahre unsere Sternauflage so viel wie möglich beschränken müssen, und nicht mehr Exemplare drucken werden, als bestellt sind, bitten wir die Abonnenten, den „Stern" rechtzeitig zu bestellen, und nicht bis zur Mitte oder zum Ende des Jahres zu warten, da wir dann nicht dafür garantieren können, ob es uns möglich sein wird, allen Nachlieferungen Rechnung zu tragen.

Die Redaktion.

Inhalt:

Weihnachten	369	Über Namen und Berufe	380
Weihnachtsgruß d. Missionspräsidentschaft	370	Urteil über Joseph Smith	382
Weihnachtszeit	371	Aus der Mission	383
Wie die Weihnachtsfreude kam	372	An unsere Abonnenten	384
		An die Abonnenten und Sternagenten	384

Der Stern erscheint monatlich zweimal. Jährlicher Bezugspreis: Schweiz 5 Frs. Deutschland 25 M., Österreich u. Ungarn 250 Kr., Amerika u. übrig. Ausland 8 Frs.

Für die Herausgabe verantwortlich:
Serge F. Balliff, Präsident
der Schweizerischen und Deutschen Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tag

Adresse für Deutschland und Österreich: Lörrach (Baden), Postfach 208.
für die Schweiz und das übrige Ausland: Basel (Schweiz), Leimenstraße 49.

Druck: Oberbad. Volksblatt, Lörrach